

Deborah Levy: „Mein Jahr in Paris mit Gertrude Stein“

Am Kiosk nebenan

Von Nico Bleutge

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 17.07.2026

Allem aus dem Weg gehen: Deborah Levy hat ein Buch über die Avantgarde-Schriftstellerin Gertrude Stein geschrieben. Darin folgt sie Stein in ihre Bücher und in ihren Alltag. Am Ende kann sie ihre Erzählteile aber nicht zu einem Ganzen fügen.

Landkarten waren für Gertrude Stein eigene Welten. Wenn sie zusammen mit ihrer Lebensgefährtin Alice B. Toklas in ihrem alten Ford durch Frankreich reiste, studierte sie mit großer Begeisterung Ortsnamen, Wegweiser oder Reklametafeln und feierte vor allem den Klang einzelner Wörter. Zugleich verbanden sich ihr Straßen und Dörfer zu einem Netz von Beziehungen. Wie in ihren Texten waren beim Unterwegssein Sprache, Formen und die Struktur von Räumen oft wichtiger als Geschehnisse oder die Psychologie von Menschen.

Dabei wurde das öffentliche Bild Steins gleichermaßen durch ihr Schreiben wie durch Anekdoten über ihr Leben geprägt. Reichlich Stoff bot etwa der kulturelle Salon, den sie in Paris betrieb und zu dem auch eine Sammlung moderner Kunst gehörte, mit Werken von Cézanne bis Picasso. Oder ihre Vorliebe für das Essen – nicht zufällig hat ihre Lebensgefährtin ein eigenes „Alice-B.-Toklas-Kochbuch“ geschrieben. Über den Zusammenhang von Leben und Schreiben bei Stein gibt es inzwischen nicht nur zahllose Abhandlungen, sondern auch einige Romane. Monique Truong lässt in ihrem Erstling Steins vietnamesischen Koch von der großen Poetessa erzählen, ihr Kollege Samuel M. Steward wiederum hat zwei Krimis veröffentlicht, in denen Stein und Toklas als Ermittlerinnen gemeinsam auf Spurensuche gehen.

Steine in den Weg legen

Nun hat sich auch Deborah Levy Steins Leben vorgenommen. Doch das Buch beginnt mit einem kalauernden Abgesang auf die eigene Arbeit:

„Stein hatte mir so viele Steine in den Weg gelegt. In den Weg zum Verständnis. Sie glaubte nicht daran. Manchmal, wenn ich eines ihrer verwirrenden und verführerischen Werke las, wollte ich es in die Tonne treten. Sie sehnte sich danach, dass die Lesenden sie fanden, dennoch konnte es ein Teil von ihr kaum ertragen, gefunden zu werden.“

Deborah Levy

Mein Jahr in Paris mit Gertrude Stein

Aus dem Englischen von Marion Hertle

Aki-Verlag

159 Seiten

24 Euro

Levys Erzählerin arbeitet mit einem altbekannten literarischen Trick: Sie berichtet immer wieder über das Schreiben ihres Buches, speziell über die Schwierigkeiten und dass sie es wohl nie beenden werde – und genau in der Reflexion über dieses mögliche Scheitern entsteht der Text. Dazu bricht sie Steins experimentelles Schreiben und deren hehre Kunstvorstellung an ihrem eigenen ernüchternden Pariser Alltag. Parallel zu ihren Stein-Studien plauscht sie mit dem Kioskbesitzer von nebenan, beobachtet den Wiederaufbau von Notre-Dame, denkt ihrerseits über das Kochen und Essen nach und erzählt von Reisen quer durch Frankreich, auf denen allerdings die neueste Messenger-Nachricht viel wichtiger ist als der Blick auf die Landkarte. Vor allem aber unterhält sie sich mit ihren guten Freundinnen Eva und Fanny. Hauptgesprächsstoff der drei ist Evas entlaufener Kater Bob:

„Bob war Liebe. Schwarzes Fell. Weißer Bauch, weiße Pfoten. Sein rechtes Ohr kleiner als das linke. Viel kleiner. So klein wie der kleinste Menschenzäh.“

Auf Spurensuche

Was der verschwundene Kater indes mit Gertrude Stein zu tun haben könnte, bleibt genauso offen wie die Frage, warum die Erzählerin ein ums andere Mal Steins Aversion gegen ein realistisches Schreiben bejubelt, selbst aber in der „Sprache des Realismus“, wie es heißt, verharret. Gleichzeitig bedient sie sich in ihren Passagen über Steins Leben jener einfachen psychologisierenden Herleitungen, die sich die große Avantgardistin in ihren Texten doch gerade versagt hatte: Der Salon, den Stein gemeinsam mit ihrem Bruder Leo betrieb, soll ein nach außen verlagerter Geschwisterkonflikt gewesen sein, das Schreiben vor allem eine Methode, „allem aus dem Weg zu gehen“. Und die ganze Idee der Moderne, der sich Stein verpflichtet fühlte, ist bei Levy letztlich nichts anderes als der Versuch, wie sie schreibt, „nicht man selbst zu sein“.

Dazu gibt es immer wieder pointenhafte Thesen. Ein Satz wie „Gertrude Stein [...] sollte zu einer Legende werden, zu einer Leitfigur der literarischen Moderne“ klingt eher nach Werbeslogan als nach einer originellen Idee. Und die Formulierung „Sie hatte keine Ahnung von dem, was sie da tat. Sie machte es einfach. Alle Kunst muss so beginnen“ ist vermutlich eines der größten Klischees über Kunst.

Pointenhafte Thesen

Dabei wendet sich Levy in ihrem Buch immer wieder der Frage zu, was Heimat sein könnte, und sei es in der Sprache. Sie denkt über Emigration und Exil nach, über Liebeskonstellationen und – durchaus gelungen – über das Aufbrechen von Rollenzuschreibungen und die Unabhängigkeit von Frauen. Doch dem eigenen Anspruch, ein einfallsreiches Gespräch mit Gertrude Stein zu führen und nebenbei auch noch ein Portrait der künstlerischen Moderne zu entwerfen, wird sie am Ende nicht gerecht. Ebenso wenig der erfolgreichen Suche nach einer eigenen literarischen Form. Einmal schreibt sie:

„Komposition, von lateinisch componere, bedeutet ‚zusammenstellen‘ oder ‚alle Teile zusammenbringen‘.“

Von dieser Kunst hätte man sich in dem Buch mehr gewünscht.